



Unsere Heimat

90. Jahrgang 2023

Redaktion und Layout: Martin Allemann
Lektorat: Annina Sandmeier-Walt

Kloster Muri – erinnern und erleben

Oder: Warum das Kloster noch lange nicht am Ende ist.

Benno Seiler

Als mächtiges Bauwerk überragt das Kloster die Landschaft des Freiamts. Als nationales Denkmal zieht es Besuchergruppen von nah und fern an. Und doch ist für viele Einheimische die sakrale Vergangenheit dieser benediktinischen Stätte aus dem Bewusstsein geraten. Es ist ein profanes Gebäude geworden, man erinnert sich daran noch als Schulhaus, es finden Bälle statt, Behörden und Institutionen haben sich darin eingerichtet. Trotzdem: An allen Ecken und Enden wird an die religiösen Zusammenhänge erinnert. Gottesdienste, Hochzeitsgesellschaften, musikalische Aufführungen, Skulpturen und Ausstellungen helfen mit, dass diese Zusammenhänge nicht vergessen gehen.

Im Hinblick auf das 1000-Jahr-Jubiläum entstand die Idee für Zeitzeugengespräche, die unter dem Titel «Kloster Muri - erinnern und erleben» durchgeführt werden. Sie gehen der Frage nach, ob und inwiefern die Besonderheit des Klosters in der Bevölkerung noch wahrgenommen wird. Sie geben einen Einblick in die gesellschaftlichen Umwälzungen der nahen Vergangenheit und Aufschluss darüber, wie diese Entwicklung greifbar wurde. Die Zeitzeugengespräche werden nach und nach im Internet aufgeschaltet und sind auf der Homepage der Historischen Gesellschaft Freiamt unter der Rubrik «Aktuelles» abrufbar. Beachten Sie den QR-Code, der zu einem Gespräch mit Hugo Etterlin führt und der in dieser Jahresschrift erstmals auftaucht:

Seiler.

Konsum kontra Religion

Die 1950er- und 1960er-Jahre waren eine Zeit, in der Muri sich am Anfang eines Umbruchs befand. Industrie breitete sich aus und die Zuwanderung bewirkte eine zunehmende Bautätigkeit. Die befragten Personen erlebten genau diese Umbruchzeit, die sie zum Teil sogar mit privaten Fotosammlungen festgehalten haben. Ebenfalls festgehalten wird diese Zeit in einer Textsammlung,¹ die legendäre Murianer Persönlichkeiten porträtiert und persönlich erlebte Geschichten erzählt.

Die epochale Phase wird auf mehreren Ebenen sichtbar und greifbar. Auch in Bezug auf die Einstellung der Bevölkerung zu Kirche und zur Religion und damit zum Kloster.

Die Zeitzeugen erlebten das immer stärker werdende Spannungsfeld zwischen säkularen und sakralen Angeboten. Waren Handwerksbetriebe und kleine Dorfläden anfänglich noch der Normalfall, hat das Angebot von Grossverteilern und Grossfirmen zunehmend den Platz beansprucht. Die mit der Kleindorflichkeit verbundene Eingliederung in kirchliche Regulative hat nach und nach an Bedeutung verloren.² Man hat sich von den Vorschriften freigemacht. Die Loslösung von Bindungen äussert sich heute in lustigen, manchmal auch bedenklichen Geschichten. Aber alle Interviewpartner beantworten die Frage, ob sich der Aufwand für eine Instandhaltung des Klosters und der Klosterkirche lohnt, mit einem klaren Ja.

Kultur ist übergreifend, gesellschaftsübergreifend, und schliesst ganz allgemein Kunst mit ein, ob sie nun sakraler oder säkularer Natur ist. Kunst erlaubt Möglichkeiten für die Wahrnehmung grenzüberschreitender Kräfte³. Unter diesem Aspekt können sich die beiden Welten - Religion und Kunst, dazu zähle ich auch die Architektur - an einem Ort wie der Klosterkirche oder in anderen Räumlichkeiten des Klosters begegnen.

Brückenbauer

Ein schöner Gedanke, der die nach wie vor bestehende Attraktivität erklärt: Kloster und Klosterkirche als Brücke, die Welten verbindet. Den Kunstliebhabern dienen die Gebäude als Ort, wo sie sich persönlich situieren, ausdrücken, bewegen und begegnen können. Der Aspekt der Begegnungen zeigte sich unter

¹ Wicki, Geschichten. Zwei Texte aus der Sammlung sind im Folgenden abgedruckt.

² Stolz, Entwurf.

³ Zum Verhältnis von Kunst und Religion siehe Krech, Religion.

anderem bei den Restaurierungsarbeiten, bei denen ein Netzwerk von Künstlerfreunden mitwirkte. Und den religiös Bekennenden geben sie die Möglichkeit, sich anhand der vielen künstlerischen Angebote über das Ästhetische und auch das real Unbestimmbare auszutauschen.

Ort der Vermittlung

Ein gutes Leben setzt einen Ausgleich von verschiedenen Bedürfnissen voraus. Weil das Kloster ein allen zugängliches Kulturgut ist, wird es von unterschiedlichen Benützern als gemeinsamer Verständigungsort wahrgenommen und auch akzeptiert. Der wichtigste Sinn von Kultur ist die Verbindung verschiedener Gruppen und ihre Einbindung in eine Gemeinschaft. So gesehen übernehmen Kloster und Klosterkirche in der heutigen Zeit die Funktion als Mediationsort. Sie werden zu einem Ort der Vermittlung zwischen den unterschiedlichen Interessengruppen.

Alle profitieren von der Ausstrahlung

Die lange Geschichte des Klosters geht zurück auf die Initiative des benediktinischen Konvents und ihrer Äbte. Der initiierende Geist hat eine Entwicklung angeschoben, die bis heute andauert. Der abrupte Ausbaustopp im Jahre 1798, verursacht durch das Erscheinen der napoleonischen Truppen in der Alten Eidgenossenschaft und durch den Umbau des Ancien Régimes in die nachrevolutionäre liberale Eidgenossenschaft, und dazu die offizielle Schliessung des Klosters im Jahre 1841 bewirkten einen vorübergehenden Stillstand. Der Kanton, die Gemeinde Muri, die Kirchgemeinde und initiative Persönlichkeiten unternahmen ab den 1950er-Jahren Anstrengungen, das Kloster in eine neue Zeit zu führen. Dass Behörden, Kanton, Institutionen und Bevölkerung immer wieder die Bereitschaft zeigen, mit dem Einsatz finanzieller Mittel und mit persönlichem Engagement ein wertvolles Kulturgut zu bewahren, ist nicht als Selbstverständlichkeit zu verstehen, kann aber direkt oder indirekt auf die Kultur fördernde Ausstrahlung des Klosters zurückgeführt werden. Von dieser positiven Wirkung sind alle Gesprächspartner überzeugt.

In den verschiedenen Interviews im Rahmen des Oral-History-Projekts «Kloster Muri - erinnern und erleben» werden die eben angesprochenen Überlegungen thematisiert. Häufig nur am Rande, indirekt und unbeabsichtigt, aber dafür umso authentischer. Man kann die Gespräche so zusammenfassen: Es besteht eine hohe Wertschätzung für das Kloster. Sie erklärt sich aus religiösen Bindungen, aus künstlerischer Gestaltungsfreude und aus der Erfahrung heraus, dass mit Kultur Gemeinschaften gepflegt werden. Ebenfalls besteht das

Bewusstsein für ein Alleinstellungsmerkmal, das Muri als Gemeinde attraktiv macht und das Besuchergruppen wie auch Spezialisten in seinen Bann zieht. Heutigen Akteuren in Politik und Kultur ist die – ich meine dankbare – Aufgabe übertragen, dieses Erbe nicht nur zu konservieren und zu administrieren, sondern es weiter zu kultivieren.

Bald feiert das Freiamt das 1000-jährige Bestehen des Klosters Muri. Es erlebte Höhepunkte und Tiefschläge. Nachdem es 1841 aufgelöst wurde, haben die zuständigen Behörden und Institutionen ab den 1950er-Jahren die Restaurierung der Gesamtanlage in die Wege geleitet. Diese Epoche ist bei Zeitzeugen noch in Erinnerung und abrufbar. Die Zeitzeugengespräche zeigen die Hintergründe der nach wie vor bestehenden Wertschätzung der ehemals sakralen Anlage in der heutigen säkularen Zeit.

Gast der ersten Gesprächsrunde ist Hugo Etterlin. Angesprochen werden darin die dörflichen Verhältnisse von Muri, die Eingebundenheit in die religiösen Traditionen und die Psychologie.

Geschichten und Erinnerungen

Louis Wicki

Der Götti

Alle nannten ihn Götti, aber eigentlich hiess er Josef Stöckli und war eines der spätgeborenen männlichen Mitglieder der Bauernfamilie Stöckli von Birri. Meistens übernahm der älteste Sohn den Bauernhof und die nachfolgenden Brüder hatten das Nachsehen. Im besten Fall fanden sie auf dem Hof Arbeit als Knecht, aber an die Gründung einer eigenen Familie war aus finanziellen Gründen nicht zu denken. Sie blieben in der Familie des Ältesten und fristeten zu einem bescheidenen Lohn bis ins hohe Alter ein genügsames Leben. Beliebt waren diese Onkel und auch Tanten als Taufpaten ihrer Nichten und Neffen, mit denen zusammen sie im gleichen Haushalt lebten und die sie bei angeborener Grosszügigkeit gerne verwöhnten. Und so erhielt Josef Stöckli als Pate seiner Enkelin Ruth von allen den Beinamen Götti.

Josef Stöckli, von denen es im Männerchor drei gleiche gab, war ein sympathischer Spassvogel, der immer einen guten Spruch auf den Lippen hatte und keinen solchen auf sich sitzen liess. Aber sein besonderes Talent war die Schauspielerei. Jedes Jahr kurz nach dem Jahreswechsel lud der Männerchor die Bevölkerung zu einem Konzert mit anschliessendem Theaterstück ein, wo der Götti seine Fähigkeiten ausleben konnte. Schon die Wahl der Stücke war meistens auf ihn zugeschnitten. Darin gab es die Rollen des schlauen Bäuerleins, des «heimlifeissen» Liebhabers, des pffiffigen Grossvaters oder des unscheinbaren Millionärs, der bei der Auflösung des heillosen Durcheinanders am Schluss des Stücks alle Sympathien auf sich vereinigte. Schon

beim ersten Auftritt in der ersten Szene brandete dem Götti jeweils Applaus entgegen, der sich zum Schluss bis zu stehenden Ovationen steigerte. Seine Fangemeinde wuchs von Jahr zu Jahr, denn Josef Stöckli wusste genau, welche Mimik und Gestik seine Anhänger von ihm erwarteten, und blieb ihnen nichts schuldig. Ein halbes Leben lang glänzte der Götti mit diesen Rollen, sodass ein Theaterstück ohne ihn gar nicht mehr denkbar gewesen wäre.

Aber Josef Stöckli kam in die Jahre und das Auswendiglernen der Rollen wurde zusehends schwieriger, die Souffleuse im Kasten war immer mehr gefordert, bis sie dem alternden Schauspieler schliesslich Satz für Satz zuflüstern musste. Aber nicht nur das Gedächtnis liess zu wünschen übrig, nein, auch das Gehör wurde schwächer. Die soufflierende Dame verzweifelte fast, wenn der Götti den Text nicht verstand und sie ihm diesen immer wieder so laut zurufen musste, dass ihn die Besucher auf den vordersten Rängen vor ihm verstanden. Mit der Zeit machten die Leute sich den Spass, selbst als Souffleure zu wirken und dem Götti weiterzuhelfen. Wer nun glaubt, dass diese missliche Situation dem Ruf des Rollenträgers geschadet hätte, sieht sich getäuscht – im Gegenteil: Die Hör- und Gedächtnisschwäche des alternden Stars machten ihn noch viel sympathischer, umso mehr als Josef Stöckli keine Anstalten traf, seine Schwächen zu vertuschen. Er spielte sogar damit und quittierte die Zurufe mit einem «Dankeschön», was den ganzen Saal zu einem lautstarken Zwischenapplaus animierte. Mit ihm war das Jahreskonzert immer ein Erlebnis und ein voller Erfolg.

Vom Winde verweht

Die Klosterkirche Muri und alle ihre Einrichtungen waren vor der grossen Restauration nach der Mitte des 20. Jahrhunderts in einem bedenklichen Zustand. Dies betraf auch die Grosse Orgel von Thomas Schott, die in der Vergangenheit mehrere Renovationen über sich ergehen lassen musste. Am Schlimmsten hatte ihr die «Romantisierung» im Zeitgeist des 19. Jahrhunderts zugesetzt. Aus einem glasklaren barocken Werk mit mechanischer Traktur wurde ein pneumatisches Werk, das ein ganzes Streichorchester imitieren sollte. Das hatte vielleicht 70 bis 80 Jahre Bestand, dann ging dem mächtigen Instrument nach und nach der Schnauf aus. Die letzten Jahre glich es eher einer Grossmutter, die eben den Südklosterrain erklommen hatte und nun halb erstickt nach Luft rang. Der medizinische Befund ist rasch erklärt: Die pneumatischen Schläuche waren undicht und die Luft drang zwischen den Tasten heraus und strömte empor zum Himmel.

Dennoch hatte die Orgel als Begleitinstrument ihre Sonntagspflicht zu erfüllen. Am Orgeltisch sass Josef Rüttimann, seines Zeichens Oberschullehrer, Organist und Leiter des «unteren Kirchenchores». Ja, Muri besass zwei Organisten und zwei Kirchenchöre: Der «obere Kirchenchor» war in der Pfarrkirche verpflichtet, während der «untere Kirchenchor» in der Klosterkirche zum Einsatz kam.

Als Organist war man damals auf Mithilfe angewiesen, um das musikalische Ungetüm in Schwingungen zu versetzen. Seppi Rüttimann musste nachsichtig sein, seiner Orgel, aber auch den Kalkanten gegenüber, den Buben, die als Blasbalgtreter den Luftstrom erzeugten. War der Balg vollständig mit Luft gefüllt, so war die Orgel für zwei bis drei Minuten mit «Wind» versorgt und der Organist konnte getrost in die

Tasten greifen. Aber wehe, wenn die Kalkanten auf der Seitenempore lieber den Einzug des Hochzeitspaares verfolgten, als die Windanlage zu bedienen! Dann wurde aus dem Wind ein laues Lüftlein, das schöne Bachpräludium verkümmerte zu einem kläglichen Wimmern und machte der Virtuosität des Organisten ein erbarmungswürdiges Ende.

Wenn Seppi Rüttimann in der kalten Jahreszeit auf seinem Instrument übte, trug er meistens einen Mantel und einen breitrempigen Hut und rauchte dazu einen Villiger-Stumpen. Eine Heizung gibt es ja bis heute nicht in der Klosterkirche, um Schäden am vergoldeten und marmorierten Kirchenschmuck zu verhindern. Aber Stumpen, Mantel und Hut gaben ihm wenigstens ein bisschen das Gefühl von Wärme. Durch die aus der Traktur ausströmende Luft war dabei die Hutkrempe in einer dauernden Auf- und Abwärtsbewegung, umweht vom aufsteigenden Rauch des Stumpens. Das Ganze sah ein wenig aus wie ein Windkanaltest der EMPA, der von der Hutindustrie in Auftrag gegeben worden war.

Ich bin überzeugt, dass die Liebe Gottes einem Dorfschullehrer manches verzieht, wenn er so ergeben in seinen Diensten stand wie Josef Rüttimann.